



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 53, 11.11

Aus dem österreichischen Autorenalphabet

A: ABISH, Walter

Vielen österreichischen Literaturfreunden wird der Name des Schriftstellers Walter Abish im Zusammenhang mit österreichischer Literatur völlig oder weitgehend unbekannt sein, und tatsächlich ist Walter Abish ein amerikanischer Schriftsteller, jedoch ein ganz ungewöhnlicher und in seiner literarischen Eigenheit zumindest nicht »typisch« amerikanisch. Seine Bücher stehen der europäischen literarischen Moderne näher als den verschiedenen amerikanischen Traditionen. Er unterwirft seine Erzählungen äußeren Regeln, Anordnungen und Beschränkungen, wodurch er den Werkansätzen der französischen geprägten Gruppe *Ouvroir de Littérature Potentielle* (OULIPO) verwandt erscheint. Walter Abish ist jedoch in Wien geboren, am 24.12.1931, und wuchs im VI. Bezirk nahe des Esterházy-parks auf, der Vater betrieb einen Parfümeriehandel im VII. Bezirk. Die Familie Abish konnte im Dezember 1938 Wien verlassen und sich über Italien und Nizza nach Shanghai vor den Verfolgungen der Nationalsozialisten retten.

Seit 1960 ist Walter Abish amerikanischer Staatsbürger, mit seinem Geburtsort hat er sich immer wieder aus der Distanz befasst, vor allem für Thomas Bernhards zwiespältigen Blick auf Wien und Österreich hat er ein subtiles Verständnis entwickelt und sich mit dessen Werk im Zuge seiner universitären Lehrtätigkeit beschäftigt. Mit dem Doppelblick seines Selbstportraits *Double Vision* ist Walter Abish auch literarisch nach Wien zurückgekehrt, indem er Szenen seiner Wiener Kindheit rekonstruiert und von einem Besuch der Stadt seiner Kindheit nach Jahrzehnten berichtet. So ist er in einem doppelten Sinn mit Wien und der österreichischen Literatur verbunden und muss auch in einem österreichischen Autorenalphabet genannt werden.

Im Zuge seiner Wien-Besuche in den 80er Jahren hat er auch zwei Mal in der Alten Schmiede aus seinen Büchern gelesen. Diese Hammer-Ausgabe bringt als Gruß aus Wien an Walter Abish zum 80. Geburtstag ein Wien-Kapitel seines letzten Buches, das noch immer nicht auf Deutsch erschienen ist, in einer von der Alten Schmiede in Auftrag gegebenen Übersetzung des Schriftstellers Klaus Hoffer.



In seinem 2004 unter dem Titel *Double Vision* erschienenen »Selbst-Portrait« unterzieht Walter Abish sein Leben einer doppelten Revision: Auf der Erzählspur des »Writer-To-Be« rekonstruiert er Erinnerungen an seine Kindheit in Wien, die Flucht der Familie über Nizza nach Shanghai und die darauffolgenden Jahre in Israel. Verschränkt mit diesen Erinnerungen sind Reflexionen, die sich naturgemäß aus einem späteren Erfahrungs- und Wissenshorizont speisen und die »Erinnerung« als intentionalen und konstruktiven Akt erkennbar machen.

Auf der Erzählspur des »Writer« schildert er seine Reisen nach Deutschland, Wien und Italien, und hier verbinden sich seine Beobachtungen und Wahrnehmungen mit Elementen seines schriftstellerischen Rüstzeugs, u. a. in Deutschland den Imaginationen seines berühmten Romans *How German Is It. Wie Deutsch ist es*, den er zwei Jahre vor seinem ersten realen Deutschland-Besuch veröffentlicht hatte.

Keineswegs führt die Komposition des Buches diese zwei unterschiedlichen Spuren an einem der Orte des Geschehens zusammen,

erst in einem dritten, räumlich und zeitlich entfernten Fluchtpunkt, der Maya-Stadt Uxmal in Mexiko, wo sich das grundlegende Problem, »The Scribe's Dilemma« offenbart, treffen sie zusammen: *The question remained, how to relate these awe-inspiring structures in one of the most beautiful of Mayan sites to the unappealing torture of captives and the perpetual bloodletting? I saw a self-assured Mayan guide in high-laced shoes rapidly scramble down the steep, narrow pyramid steps without a pause, and tried to glimpse something of that, to me, unfathomable history in his uncanny agility and composure.*

Unter dem Aspekt dieser offenen Frage, mag auch das hier mit ausdrücklicher Zustimmung des Autors abgedruckte Wien-Kapitel aus der Erzählspur »The Writer« gelesen werden.

Kurt Neumann

Walter Abish

WIEN (in der Erzählspur: Der Schriftsteller)

aus *DOUBLE VISION. A Self-Portrait* (Alfred A. Knopf, New York, 2004), aus dem Amerikanischen übersetzt von Klaus Hoffer

*I walk along Mariahilferstrasse
Looking for Mariahilferstrasse
I'm on Mariahilferstrasse and can't find it.*

*Ich gehe auf die Mariahilferstraße
und suche die Mariahilferstraße
und ich bin auf der Mariahilferstraße
und finde sie nicht.*

Thomas Bernhard, *Heldenplatz*

An diesem Nachmittag waren über lange Strecken nur wir drei im Speisewagen von Würzburg nach Wien. In Abständen fuhr ein Zug mit hoher Geschwindigkeit und jenem unverwechselbaren, pochenden und kreischenden Geräusch in der Gegenrichtung an uns vorbei und gab für einen Moment den Blick auf jemanden frei, der, mir nicht unähnlich, in einem ebenso gemütlichen Speisewagen mit winzigen, beschirmten und zur Unzeit glimmenden Tischlampen allein mit sich dasaß. Etwas an diesen Lichtern war auf eigentümliche Weise beruhigend und friedvoll. Fast wie zuhause? Unser Speisewagenschaffner hatte sich nach hinten in eine Ecke zurückgezogen und blickte trübsinnig in die Landschaft hinaus, an der wir vorüberwischen – und die Spätnachmittags-sonne tauchte die ländliche Kulisse, die sich, aufgeladen mit Bedeutung,

wie ein transzendentes Gemälde aus einer fernen deutschen Vergangenheit, von ihrer Umgebung abhob, in rötliches Licht. Wie vertraut ist das? fragte ich mich beharrlich, während wir auf die österreichische Grenze zuhielten und ich mir die Umrisse und Klumpen massiger Bauernhöfe entlang der Strecke einzuprägen versuchte, um die Unterschiede zwischen dem ländlichen Deutschland und seinem österreichischen Nachbarn besser festmachen zu können, wenn es denn welche gab. Irgendwie waren diese Unterschiede von Bedeutung.

Ein ums andere Mal erinnerte ich mich daran, dass ich nach Wien zurückkehrte, in eine Stadt, in der ich, seit meinem Wegzug als Kind im Jahr 1938, nicht mehr gewesen war, und nun, nachdem ich 10 Tage lang in Deutschland herumgekreuzt war, hielt ich Ausschau nach irgendwas,



das in mir eine Erinnerung wachrufen – oder zumindest eine Gefühlsreaktion auslösen konnte, und sei's auch nur, um mich selbst in einem anderen Licht, in einem österreichischen Kontext sehen zu können.

Die Unterhaltung der Mitreisenden, der ich zunächst nur mit einem halben Ohr folgte, rief derlei Erinnerungen in mir wach. Es schien sich um die Art leutseliger Konversation zu handeln, wie sie nur zwischen Fremden vorkommt, die einander wahrscheinlich nie wieder begegnen werden. Ich war von dem überaus persönlichen Bericht des Geschichtenerzählers (den ich wegen seiner Redeweise für einen Wiener hielt) bald so sehr fasziniert, dass ich aufhörte so zu tun, als läse ich in Thomas Bernhards *Beton*, ein Buch, das ich in Frankfurt erstanden hatte. In der Tat mochte dieser große, mehr oder weniger salopp gekleidete Mann mit seinem ausufernden Wortschwall und seiner Selbstironie soeben einem der späten Romane Bernhards entstiegen sein. Der andere Mann, das Musterbeispiel eines Gesprächspartners, war weniger mitteilbar – aber schließlich war ihm die Rolle des Zuhörers zugefallen. Alles an ihm – sein dunkler Anzug, seine Aktentasche, seine blank polierten Schuhe – wies ihn als Geschäftsmann aus. Die Brillenfassung aus Metall verlieh seinem länglichen Gesicht einen besonders strengen Anstrich, obwohl er, in dem offensichtlichen Verlangen, den Geschichtenerzähler zu ermuntern, dann und wann ein kühles, verwirrtes Lächeln aufsetzte.

Aus seiner Art zu reden schloss ich, dass er irgendwo in Norddeutschland daheim war – aber, ob nun Deutscher oder nicht: Wie sollte er sich der blumenreichen Sprache und dem erzählerischen Einfallsreichtum seines Wiener Gegenparts entziehen können? Ja, es war in der Tat ein Lehrstück im Wienerischen. Zu plaudern – ist das nicht etwas, worin die Wiener allen anderen überlegen sind? Es ist unschwer zu erraten, wie es zwischen diesen beiden Männern, die entspannt in dem sanft schaukelnden Speisewagen saßen, rauchten und Wein tranken, zu solch einer intimen Unterhaltung kam. Der Geschichtenerzähler kam immer wieder auf ein Thema zurück, das ihn offensichtlich sehr faszinierte – und wie auch nicht, erzählte er doch von nichts Geringerem als von zwei gleichzeitig und parallel laufenden Affären seiner Tochter mit zwei (seiner Beschreibung nach) fast austauschbar gut aussehenden und sympathischen Wienern – der eine Architekt, der andere Musiker –, obwohl den Ausführungen des überzeugenden Geschichtenerzählers nach zu schließen keiner der beiden besonders erfolgreich oder herausragend war. Er schüttelte, so als wäre ihm etwas entgangen, verwirrt – und im Bewusstsein der Komik seiner Verwirrung – den großen Kopf, war aber gleichzeitig nicht imstande, nicht mit dem Gedanken an die Liebchaften seiner Tochter zu spielen. »Allein die organisatorische Fähigkeit, vor den beiden Liebhabern die Existenz des anderen zu verbergen, ist eines Einsteins würdig«, sagte er und legte die rhetorische Frage nach: »Aber warum macht sie damit weiter? Kann sie sich nicht entscheiden?« Als der Zuhörer den Erzähler unterbrach und fragte, ob sie tatsächlich mit beiden Männern schlief, nickte dieser, verärgert, weil er in seinem Erzählfluss unterbrochen wurde, zur Bestätigung schroff mit dem Kopf und setzte dann in diesem unnachahmlich ironisch plaudernden Tonfall fort, wo er aufgehört hatte. Es gelang ihm, die uneingeschränkte Aufmerksamkeit des Geschäftsmannes (ebenso auch die meine) zu erhalten, weil er diese wienerische Gabe des Tratschens besaß, wobei ihm

das reiche, schmiegsame Wienerisch erlaubte, zwischen Ironie und Scheinaufrichtigkeit, zwischen Selbstzerfleischung und Spott, so lange hin und her zu wechseln, bis sich der »hypnotisierte« Zuhörer schließlich mit einem zeitweiligen artigen »Ja« begnügte, um den unendlich unterhaltsamen Sprachfluss nicht zu unterbrechen. Wie und warum mir diese Darbietung vertraut war, weiß ich nicht, aber es war so. Lichtjahre lagen zwischen ihr und dem, was ich während meiner zwei Wochen in Deutschland erlebt hatte. Ich wusste, ich näherte mich Wien, einer Stadt der Scheinintimität, einem Wien, das sich meiner Fantasie lebhaft eingepägt hatte. Ich wusste nicht, was mich erwarten würde.

Wir kamen spät an. Zu dieser Stunde war der höhlenartige Bahnhof, den ich zum letzten Mal im Dezember 1938 gesehen hatte, als ich als Kind in Begleitung meiner Eltern Wien verlassen hatte, öde und leer. Der Taxifahrer, ein sechzigjähriger Mann, der mich wie ein Verrückter durch verlassene, schwach beleuchtete und mir absolut fremde Straßen zu meinem Hotel chauffierte, war möglicherweise durch die Einschläge des Wienerischen in meinem Deutsch aufmerksam geworden und fragte: »Ihr erster Besuch?« – Und wenn ich darauf nicht der Wahrheit entsprechend antwortete, so nur, weil ich kein Bedürfnis nach einer längeren Unterhaltung, man könnte sagen: vertraulichen Unterhaltung verspürte.

In einem gewissen Sinne beschäftigte mich ab dem Zeitpunkt meiner Ankunft in Wien, der Stadt meiner Kindheit, immerzu die Frage: Wie vertraut ist es? Angesichts meiner außerordentlichen Vigilanz gegenüber jedem Geräusch, jeder Schwingung, jeder Begegnung – angefangen vom unpersönlichen Rezeptionisten, der mir eine Nachricht des Schweizer Schriftstellers Jürg Laederach, eines Freundes, aushändigte, der in einer nahen Bar auf mich wartete, bis hin zu der Gruppe fröhlicher Kumpane, die sich um Jürgs Tisch in der Jugendstilbar scharten, rief alles ein angenehmes Gefühl von Vertrautheit in mir wach. Ich nehme an, es war vor allem die einladende Sprache, das melodische Wienerisch, das meine Reaktion auslöste. Durch seine genuine Weichheit, seinen verführerischen Singsang ist es eine doppelte Sprache, in der das meiste von dem, was gesagt wird, nicht als Faktum hingenommen werden kann – nein: darf! Wien ist das genaue Gegenteil zu Deutschland, denn in Wien ist alles eine sonderbare Mischung von Humor und Understatement. Selbst eine leise – ich betone leise – Schadenfreude ist nicht auszuschließen. Ich gebe zu, ich war aufgeregt, als würde ich jeden Augenblick über eine lebenswichtige Information stolpern, eine bedeutende Wahrheit, zu der sich das Gefühl des »Vertrauten« wiederholt einstellte und den Schlüssel bot. So war es für mich, als ich zu Jürg Laederach stieß, der in eine Unterhaltung mit Freunden – einem Galeriebesitzer und einem Innenarchitekten – vertieft war (sie diskutierten – sezierten wäre eine akkuratere Bezeichnung – die desaströse Liebesaffäre eines Freundes), vom ersten Augenblick an so, als nähme ich einen Gesprächsfaden auf, den ich vor einiger Zeit fallen gelassen hatte. Man konnte beinahe sagen, ich fühlte mich zu Hause.

Am nächsten Tag lenkte ich meine Schritte scheinbar ziel- und gedankenlos vom Kärrtnerring zu dem hin, was einmal das Zentrum all meiner Gedanken gewesen war, zu jenem Ort, an dem – für mich – alles, was von Bedeutung war, seinen Ausgang genommen hatte. Ich ging ohne alle Eile die Zollergasse entlang, wo mein Vater seine Firma gehabt hatte. Von einem der Marmortischchen im nahe gelegenen Café Aida –



Fortsetzung von Seite 3

hatte es das hier immer gegeben? – beobachtete ich eine matronenhafte Dame, die ein paar Minuten zuvor mit dem Taxi gekommen war und sich nun mit geübter Noblesse zwei ausgesuchte Wiener Spezialitäten zu Gemüte führte: zum einen eine stattliche Portion Apfelstrudel und im Anschluss daran ein raffiniertes Gebräu aus Schokolade mit einer Schlagrahmhaube. Eine vertraute Welt? – Wie denn nicht? Selbst ihr schräg aufgesetztes Pelzhütchen, ein kleines rechtschaffenes Bollwerk, das jegliche Avancen abschrecken sollte, war Ausweis ihrer wienerischen Seriosität und Tugendhaftigkeit. Ich bestellte einen weiteren *großen Braunen*. Eine vertraute Welt? Es war so leicht, da hineinzuschlüpfen. Eine glatte und windstille, wenn nicht gar heitere Welt. Die Stadt war voller ansprechender, abgelegener Rückzugsmöglichkeiten, die Gemütlichkeit zu bieten hatten. Behaglichkeit stand auf der Werteskala der Wiener ganz oben.

Ich ging die Mariahilferstraße weiter hinauf, hielt an, um das Angebot eines Schaufensters zu studieren oder eine Kirche zu bestaunen, an die ich mich undeutlich erinnerte – alles Vorkehrungen, um meine Ankunft vor dem Haus Königsegggasse 2 zu verzögern. Zu meinem Schrecken sahen die Häuser und Geschäfte entlang der Mariahilferstraße – selbst das große Warenhaus Gerngroß (einstmals der Stolz des ganzen Viertels) – heruntergekommen und vernachlässigt aus, mit grauen, staubigen Fassaden, die vom Niederschlag unvordenklicher Zeiten bedeckt waren. Waren die Straßen immer so desolat gewesen? Hatte man sie nicht für den überschwänglichen Willkomm Hitlers in Wien, als er – auf dem Weg zu dem ekstatischen Empfang, der ihm vor der Hofburg und auf dem Heldenplatz, im Herzen Wiens, bereitet werden sollte – die ganze Mariahilferstraße entlang gefahren war, ein wenig herausgeputzt? Mithilfe eines großen, faltbaren Stadtplans gelangte ich schließlich in die Esterházygasse. Und im nächsten Augenblick musterte ich auch schon kritisch das Gebäude Ecke Königsegggasse. Obwohl das Haus in jeder Hinsicht jenem ähnelte, in dem ich die ersten Jahre meines Lebens zugebracht hatte, tat es dies auf eine undefinierbare Weise doch auch wieder nicht. Und während ich es genau studierte, kramte ich in meiner Erinnerung, und sei's auch nur, um aus meiner Vergangenheit irgendein Detail zutage zu fördern, das in diese lang aufgeschobene Rückkehr vielleicht Licht bringen würde. Endlich – ich war verunsichert und unfähig zu einer starken Gefühlsregung – ging ich weg, nur um abermals umzukehren und es einmal mehr in Augenschein zu nehmen. Schlussendlich fotografierte ich es (beinahe eine Pflichtübung) aus verschiedenen Blickwinkeln, und wenn schon sonst nichts, so empfand ich zumindest Befriedigung darüber, dass es mir gleichgültig war. Es war ein Haus wie jedes andere! Als mein Blick über die Fensterreihen im dritten Stock glitt, entdeckte ich die Fenster meines ehemaligen Zimmers, von dem aus ich, wenn ich mich nicht sehr irre, wie hypnotisiert die vorsichtigen Bewegungen eines Mannes auf der gegenüberliegenden Straßenseite verfolgte, der, wie ein Trapezkünstler, gefährlich auf dem schmalen Fenstersims balancierte, wobei er mit einer Hand den Fensterrahmen umklammerte und sein Leben riskierte, um zwischen zweien der Fenster die Jubelfahne aufzuhängen, die bis zum ersten Stock herabhing und in der das schwarze Hakenkreuz, dieses damals schon unheilvolle Symbol, das, winzig im Vergleich zur rot-weiß-roten Fahne, das vergrößerte weiße Feld beherrschte. Gibt es in diesem Haus, in dem der Mieter aus dem vierten Stock solche Hürden überwunden hatte, um diese Fahne aufzuhängen, noch immer Spuren dieses Vorfalls? ein Erinnerungszeichen seiner Begeisterung? seines Überschwangs? Eine Erinnerung an diesen Tag, kurz nach dem Anschluss, als die straßenauf-straßab fröhlich flatternden Fahnen für Österreich – und vor allem für diese Stadt – einen erhebenden Glücksmoment in der Geschichte markierten, einen beispiellosen Augenblick der Freude? Jedermann

schien von dem Fieber erfasst zu sein. Die Annektierung durch Deutschland mochte wohl als eine Gelegenheit angesehen werden, endlich einen Teil der ambivalenten österreichischen Einstellung gegenüber dem Vergnügen abzustößeln und die österreichische Skepsis, die ausgeklügelte Höflichkeit, das nuancenreiche Hin und Her, die bürokratische Umständlichkeit, die kaum wahrnehmbare Verschlagenheit in eine energetische Neuaufrüstung der Gesellschaft umzuformen.

Das Haus, in dem ich meine frühe Kindheit verbrachte, ist nicht allzu weit von einem der riesigen betonbewehrten Flaktürme entfernt, die heute noch drohend über der unmittelbaren Nachbarschaft aufragen und deren paar noch vorhandene Narben den einzigen Hinweis auf eine Zeit intensiver Luftangriffe liefern, in der die vereinigten russischen, französischen, englischen und amerikanischen Flugzeugbesatzungen unter anderem eine linguistische Bedrohung der Überlebensfähigkeit der deutschen Sprache darstellten. Das unverhältnismäßig große, graue Betonungetüm von Flakturm am Rand des Esterházy-parks, wo ich als Kind immer spielte, erinnerte mich an ein Bild des frühen Magritte, das im Wohnzimmer meines ehemaligen Verlegers J. Laughlin gehangen hatte – und das ein Dorf auf der Kuppe eines Hügels zeigte, in dessen Mitte unheilvoll opake Würfel, Kugeln und pyramidenartige Körper sich über den winzigen, naiv gemalten rot gedeckten Häusern und Kirchturmspitzen auftürmten, deren fremdartige geometrische Präsenz die dörfliche Idylle verfremdete. Der Wiener Flakturm, der auch als Luftschutzbunker diente, war mit seinen 150.000 Kubikmetern härtesten Stahlbetons zu massiv, um demoliert zu werden, wollte man nicht die Häuser der unmittelbaren Umgebung gefährden. Hitler hatte für die Zeit nach dem endgültigen Sieg geplant, den kolossalen Bau mit schwarzem Marmor zu ummanteln und auf diese Weise in ein Denkmal für den Krieg umzuwandeln. Eine Plakette an einer Wand – *Dieses Objekt wird von der Bundesbaudirektion Wien, Telefon 92-39-92, verwaltet* – vermittelt bürokratische Präzision. Wie sonst sollte man es bezeichnen, wenn nicht als Objekt. Zurzeit gibt es Pläne, das Bauwerk in ein Luxushotel umzubauen.

Während des Essens mit Jürg und mehreren Wiener Schriftstellern in dem kleinen in der Nähe gelegenen Restaurant, das den geradezu unmöglichen Namen Oswald und Kalb trug (beliebt wegen seiner *Knödel*, *Beuschel*, *Schinkenfleckerl* und sogar der *Marillen-* oder *Powidl-Palatschinken* und des *Kaiserschmarrens*, den ich so gerne esse), kam ich neben Dorothea Zeemann zu sitzen, die in ihrer frisch erschienenen Autobiografie *Jungfrau und Reptil* mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit ihre Liebesbeziehung zum verstorbenen Heimito von Doderer schilderte, einem prominenten österreichischen Schriftsteller, dessen zweibändigen Roman *Die Dämonen* mit seinem komplizierten Handlungsgeflecht ich 1960 nach seinem Erscheinen auf Englisch gelesen hatte. Doderers schillernde Vergangenheit, einschließlich zweier Jahre als russischer Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg, einem Doktorat in der Geschichte des Mittelalters und einer frühen Mitgliedschaft in der österreichischen Nazi-Partei, von der er sich dann 1938, das heißt beim Anschluss, zurückzog. In den *Dämonen*, die im Wien des Jahres 1926 spielen, führt der umständliche Erzähler, ein pensionierter Beamter, Tagebuchaufzeichnungen, zu denen eine Gruppe geistesverwandter Wiener Freunde angeworben werden, um eigene Beiträge beizusteuern.

Was mir damals vertraut erschienen war, das waren die Trägheit, das langsame Vergehen der Zeit, die gelegentlichen Bizarrerien, der Hauch von Verführung, und das scheinbar alles andere dominierende Verlangen nach körperlichem Wohlbefinden.

Die leicht grotesken, auf aufreizende Weise enthüllten intimen Details in Dorotheas Autobiografie ähnelten Doderers eigenem schriftstellerischen Ansatz. Hätte er, ihr Mentor und Liebhaber, das gebilligt?



Nachdem sie mit Doderer geschlafen hatte, erstattete sie in ihrer Wohnung über den Festakt Bericht und gab vor ihren Freunden, hauptsächlich Künstler- und Schriftstellerkollegen und der eine oder andere frühere Liebhaber, mit ihm an. Angesichts von Doderers konservativer Einstellung sollte der Ausgang nicht überraschen. Doderer, eine Geistererscheinung aus einer anderen Welt, war wegen ihres offenkundigen Doppelspiels außer sich. Er beschuldigte sie, ihn vor seinen Erzfeinden zu kompromittieren. War das alles wienerische Taschenspielererei? Nun, da Doderer tot war, konnte sie es sich nicht verkneifen, sich über ihren ehemaligen Liebhaber, den »Meister«, der allem Anschein nach ein Gefangener seiner überdrehten barocken Einbildungsgabe war, lustig zu machen, indem sie ausplauderte, wie Doderer, in seinem langen dunklen Seidengewand Herr und Gebieter, ihre Hände am Bettpfosten festband und sie sodann mit einer seidenen Peitsche auspeitschte, die keinerlei Schmerz verursachte und, was wichtiger war, keinerlei Spuren hinterließ.

Vergeblich suchte ich bei Dorothea Zeemann, deren Koketterie sich mit matronenhafter Würde verband, nach Spuren dieser ganz bestimmten Vergangenheit. Irgendwie berührte unsere weitschweifige Konversation nie auch nur ein einziges Mal Doderer. Stattdessen äußerte sie sich, weil sie meine Vorliebe für Thomas Bernhard – ein wahrer Antipode zu Doderer – erkannte, ein wenig abschätzig über Bernhards *Lebensmenschen*, eine Frau, die mehr als dreißig Jahre älter war als er. Wie die meisten Wiener, denen ich begegnet bin, sprach sie etwas verächtlich über Bernhard – so als berechtigte sie der Umstand, Wienerin zu sein, zu dieser Sichtweise. Denn die Wiener glauben, sie durchschauen ihn und sein immerzu klagendes, grantiges, sich selbst rechtfertigendes, in sich selbst versunkenes »Ich«, das jedes seiner Bücher – ob nun Roman oder Autobiografie – beherrscht. Bernhard kann ihnen nichts vormachen. Dorothea unterstellte, Bernhard schreibe mit der Absicht zu schockieren, auch wenn sie zugab, dass »die Leute ihn mögen, weil er eine gute *Goschen*« habe.

Als mich der Lärm von der Straße um sieben Uhr früh weckte, schloss ich das riesige Doppelfenster, und da mein Kopf von all den Dingen, die ich mir vorgenommen hatte, übervoll war, versuchte ich vergeblich, noch einmal in den Schlaf zurückzufinden. Ich hatte die Suche nach meinem Cousin George noch nicht einmal begonnen. Insgesamt fanden sich im Wiener Telefonbuch sieben Georg Fischer. Nachdem ich einen Tischler und einen Installateur ausgesondert hatte, waren noch fünf mögliche Telefonnummern übrig – beileibe keine schwere Aufgabe. Aber da sie so leicht und bloß eine Angelegenheit von ein paar wenigen Anrufen war, – schob ich die Sache auf. Sonderbar.

Die Glocken des Stephansturms läuteten ewig lange, als ich daran vorbeiging. Der Dom war brechend voll. Beim Klang von Orgelmusik und einem Jugendchor, und dem Duft von Weihrauch, schritt eine düster dreinblickende Gemeinde feierlich den Mittelgang zu dem hell beleuchteten Altar hinauf, an ihrer Spitze ein rotgewandeter Bischof mit Mitra. Wie sehr mochte sich das wohl von jahrhundertlangem Gepränge unterscheiden? Der Chor sang:

Auf Zion hoch gegründet steht Gottes heilige Stadt,
Dass sie der Welt verkündet, was Gott gesprochen hat.
Herr, wir rühmen dich, wir bekennen dich; denn Du
hast uns bestellt zu Zeugen in der Welt.

Die eingöhlten, alten Holzböden im Kunsthistorischen Museum knarrten bei jedem Schritt. Die Holbeins, Breughels, Cranachs, Dürer und Tintoretos wetteiferten um Aufmerksamkeit. Ich musste an Bernhards Roman *Alte Meister* denken, in dem der mürrische Ich-Erzähler, Bern-

hards Alter ego, von den täglichen Besuchen eines älteren Musikwissenschaftlers im Kunsthistorischen Museum berichtet, wo er stundenlang in sich zurückgezogen dasitzt und Tintoretos *Weißbärtigen Mann* betrachtet. Alles in allem bietet der Roman Bernhard einmal mehr die Gelegenheit, Geschmacksfragen unter die Lupe zu nehmen und, wie zu erwarten, seine giftigen Ansichten über Österreich als einen amputierten Zwergstaat und seine Staatsbürger mit ihrer Lebenslüge auszuschütten. Wenn es um Wien ging, war Bernhard unberechenbar. In *Beton* zum Beispiel behauptete Bernhard, dass es – anders als andere Städte – nicht die Liebe erwidere, die es erhalte. Und doch, hat Bernhard nicht (zugegebenermaßen in einem früheren Roman) geschrieben: »Für mich gibt es keinen angenehmeren Ort als Wien und die Melancholie, die ich zu allen Zeiten in dieser Stadt empfand und auch jetzt empfinde...«? War es Bernhards böse Vorahnung, er könnte in seiner melancholischen »Süße«, in seiner Nostalgie, seinen unübertrefflichen Annehmlichkeiten umkommen, die ihn zwang, Wien mit allen Mitteln Widerstand zu leisten?

Einer plötzlichen Eingebung folgend fotografierte ich unter Verwendung eines Weitwinkelobjektivs verschiedene Gebäude in der Nähe des Grabens, und es gelang mir zwei junge Männer ins Bild zu bekommen, die auf einem bogenförmigen Springbrunnenrand hockten, in dessen Mitte sich auf dem senkrecht kannelierten Postament Cleopatra graziös verbergte, wobei sie – oh, du bezauberndes Wien! – eine verführerische Brust vor der Natter entblößte, die sich um ihre rechte Hand ringelte, während sie, als gewärtige sie die Gefahr gar nicht, heiter zur ehemaligen Residenz des Kaisers emporblickte. In ironisch-scherzhaftem Tonfall, ein Tonfall, den es in Deutschland nicht gab, erkundigte sich einer dieser Sechzehnjährigen, weswegen ich darauf käme, diese scheußlichen Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu fotografieren. »Deswegen«, gab ich zurück. Und der junge Mann, der in meiner albernen Antwort eine Kampfansage sah, bemerkte sofort, in dem er sich herablassend des familiären Du bediente, um eine falsche Vertraulichkeit herzustellen: »Du liebst das *Schiache*, net wahr?«

Nach einem Besuch im »Shakespeare«, der englischen Buchhandlung in der Sterngasse, schlenderte ich durch das verlassene ehemalige jüdische Ghetto, eines der ältesten Viertel der Inneren Stadt. Wie nicht anders zu erwarten, gab es eine Judengasse und einen Judenplatz, auf dem 1491 massenhaft Juden abgeschlachtet worden waren. Man braucht nicht viel Fantasie, sich auszumalen, welche Laute infolge dieses Gemetzels aufgestiegen sein müssen. Das nahegelegene Gestapo-Hauptquartier, eine weitere Quelle durchdringender Schmerzen, war vor langer Zeit abgerissen worden. Als ich vor einem Gebäude, das ebenso schön und heruntergekommen war wie seine Nachbarn, einen Polizisten mit einer Maschinenpistole stehen sah, überquerte ich die Straße, um es genauer in Augenschein zu nehmen und festzustellen, dass es sich um eine Synagoge handelte. In diesem Moment trat eine Frau durch einen Seiteneingang auf die Straße. Auf meine Frage, ob die Synagoge für die Öffentlichkeit zugänglich sei, antwortete sie: »Seit dem jüngsten Bombenanschlag nicht mehr.« Auf ihre Empfehlung hin drückte ich auf den Türsummer, um weitere Informationen einzuholen, und war bestürzt wegen der unverhohlenen argwöhnischen Stimme mit dem starken Akzent von – einem Wächter? – von jemandem jedenfalls, der auf meine Frage hin schroff erwiderte, die Synagoge sei nur samstags geöffnet. Ein abruptes Klicken beendete jede weitere Konversation. Um die Ecke legte ein Polizist, der ebenfalls mit einer kugelsicheren Weste und einer Maschinenpistole ausgestattet war, mir und meiner Gegenwart gegenüber die gleiche Gleichgültigkeit an den Tag. Angesichts der historischen Zusammenhänge wirkte die große Reklame, die über einem Kleidergeschäft in der Nähe des Judenplatzes für Levi's warb, leicht deplatziert. In dieser Umgebung verbindet man nun mit dem einst viel geschmähten



Fortsetzung von Seite 5

Namen – Levi – das erfreuliche Bild von Blue Jeans und trendiger Kleidung anstatt das der immer so wirkungsvollen Witzblattfigur des Juden.

Dr. Franz Richard Reiter äußerte sich im Rundfunk nach einem Interview freimütig über den damals beliebten österreichischen Kanzler Bruno Kreisky, einen politischen Jongleur und ein Inbild der Widersprüchlichkeit. »Er verkörpert eine Art jüdischer Manie. Früher war er ein Freund von Wiesenthal; derzeit wirbt er um die Freundschaft von Arafat und Gaddafi.« Obwohl Kreisky Verwandte in Konzentrationslagern verloren hatte, hatte er in seinem Machtstreben wenig Skrupel, ehemalige stramme Nazis anzuwerben. Er sprach von ihnen als von den Neuen Demokraten. Als Führer der Sozialistischen Partei ermöglichte er andererseits Hunderttausenden sowjetischer Juden die Durchreise durch Österreich auf ihrem Weg nach Israel.

Den einzigen Augenblick von Hochgefühl erlebte ich, als ich das Belvedere betrat. Es war gut mehr als zehn Jahre her, dass ich einen halben Nachmittag und länger in der New York Public Library zubrachte und in dem reich bebilderten Buch von G. A. Jellicoe, einem englischen Landschaftsarchitekten, über diese Gartenanlage las. Was hatte das Belvedere, das ihm eine solche Bedeutung verlieh. War es sein metaphysischer Zweck – die Gliederung in einen oberen, strengen und einen unteren labyrinthischen Garten, die beide in unterschiedlichen Ebenen vom dazugehörigen Palast beherrscht wurden? Obwohl ich nicht in erster Linie deshalb nach Wien gekommen war, um zu sehen, was Jellicoe als das perfekte Beispiel barocker Gartenanlagen in Wien – und vielleicht in ganz Österreich – bezeichnete, so bedeutete es doch einen weiteren Reiz, und – es hauchte meiner Reise Leben ein. Selbstverständlich wollte ich weder Schönbrunn, noch die Staatsoper, noch den Stephansdom auslassen – alles – soweit es mich betraf – Elemente meiner *temps retrouvé*, aber ich näherte mich dem Belvedere (war es wirklich wegen der meisterhaften Darstellung Jellicoes?) voll Erwartung, und nicht als Besucher auf der Suche nach einer idealisierten Vergangenheit oder als Bewunderer, der einen Wiedereintritt in das Wien von heute anstrebte, sondern als jemand, dem bewusst war, dass dieser besondere Garten vielleicht als mnemotechnisches Zentrum der Schwerkraft dienen mochte – ich sage vielleicht –, eine Art Schwarzes Loch, in dem man eine Begegnung mit sich selbst nicht ganz ausschließen konnte.

Während ich langsam den mittleren Kiesweg entlangging, vorbei an verwitterten Sandsteinskulpturen teilweise verhüllter Götter und Göttinnen, die beinahe versteckt in die Nischen der hohen, wie zu einer Mauer zugeschnittenen Ahornhecken zurückgesetzt waren – hier eine Göttin, die ein Schwert in die Höhe hielt, während sie geziert ein perfekt geformtes Bein vorstreckte, dort ein mythisches Figurenpaar, dessen männlicher Teil einen Hahn festhielt –, kam ich mir vor wie jemand, der in einem Bühnenstück mitspielt, in einem zeitlosen Geschehen, denn alles an der üppigen Pracht des Belvedere schien so lebendig wie an dem Tag, an dem es von Hildebrandt und Girard erbaut worden war. Von der Weiträumigkeit bis hin zur betörenden Symmetrie, alles kündet von Geschmack, unübertrefflichem Geschmack. Es ist eher der Geschmack als das unzuverlässige Spiel der Emotionen, das spielerisch in die Anlage eingeflochten ist, Geschmack, der die Dynamik der Gärten ebenso beherrscht wie die Konstruktion des oberen und des unteren Palastes. Im Grunde war die Genialität der Gartenanlage für die Menschen eine aus-

geklügelte Prüfungsaufgabe, eine kurzweilige Zerstreung nach ziellosem Herumgehen, -sitzen und Lesen, ein lebendiger Beweis ihrer oft kapriziösen Entscheidungen, bei denen das, was zählte, nicht die abgemessene Lebenszeit war, sondern das, wie sich jemand im Verhältnis zu allem anderen bewegte.

Ich las *Beton* langsam, um seiner Wirkung Dauer zu verleihen. Ich hatte es, zusammen mit einem Notizbuch, in das ich vielfache Beobachtungen meiner jüngsten Deutschlandreise eintrug – in Wahrheit dürftige Einträge, die ich spätnachts, wenn ich mich zum Aufschreiben zwang, oder während des Tages, hastig, aus einem Pflichtgefühl heraus hineinkritzelte, weil mir diese Notizen später einmal zustatten kommen mochten – und keine Einträge, die mich im Mindesten befriedigten. Es bereitete mir kein Vergnügen, sie festzuhalten, und ich schaffte es in Wahrheit kaum, meine bisherigen Aufzeichnungen zu entziffern, obwohl sich diese als notwendig erwiesen, und sei's auch nur um eine gewisse Kontinuität zu wahren. Sobald ich die Grenze nach Österreich überschritten hatte, hörte ich überhaupt auf zu schreiben. Es stimmt, in meinen Aufzeichnungen bezog ich mich auf die Unterhaltung, deren Ohrenzeuge ich im Speisewagen auf der Fahrt von Würzburg geworden war, aber über Wien selbst stand kaum ein Wort darin. Es war keine absichtliche Unterlassung. Nun, da ich hier bin, sind meine Kindheitserinnerungen weniger relevant geworden. Durch meinen Besuch in Wien haben sie an Bedeutung verloren.

Bei meiner Rückkehr ins Hotel stellte ich fest, dass das Zimmermädchen auf dem Nachtkästchen neben dem Bett deutlich sichtbar ein deutsches Magazin auf jener Seite aufgeschlagen hatte, auf der deutschen Reisenden, die in der Stadt zu Besuch waren, Empfehlungen bezüglich der Wiener Usancen in puncto Trinkgeld gegeben wurden.

Zusätzlich zu dem einen oder anderen Interview hatte ich eine Lesung in der Shakespeare-Buchhandlung. Zu meiner Freude waren viele Leute da. An meinem letzten Abend fuhren Hans Haider, der Zeitungsredakteur, und ich nach Grinzing, ins Heurigenviertel, wo jährlich der Neue Wein gefeiert wurde. Ich war müde und irgendwie niedergeschlagen, nachdem ich so viele Leute getroffen hatte, und Grinzing war das Letzte auf der Welt, dem ich einen Besuch abstatten wollte.

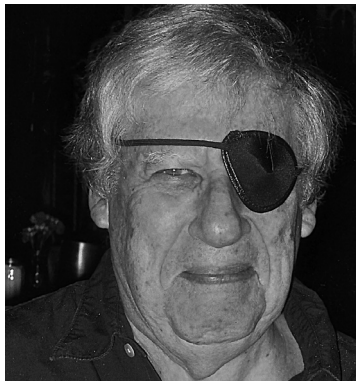
Das erste Lokal, das wir aufsuchten, hatte geschlossen, und das zweite, ein ebenso ödes Restaurant, ebenfalls. Es war sichtlich die falsche Jahreszeit für Grinzing. Haider blieb aber optimistisch. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, mir Grinzing zu zeigen. Das einzige Restaurant, das offen hatte, ein riesiges Ding, war leer und alles andere als einladend. Ich hatte noch nicht einmal einen Blick auf die Speisekarte geworfen, als Haider unter Entschuldigungen erklärte, dass er seine Brieftasche im Büro vergessen habe. Eine wienerische Komödie? Im Zuge unserer Unterhaltung erwähnte ich die kärglichen Besprechungen meines Romans in Österreich. Er erwiderte, dass einer seiner Kollegen *Wie deutsch ist es* besprochen habe. Um mich zu beschwichtigen, fügte er hinzu: »Das erste, was wir tun müssen, ist, Sie dem Wiener Publikum vorzustellen.« Dann schlug er vor, ich solle für seine Zeitung einen kurzen Beitrag über die Eindrücke während meines Besuchs schreiben, obwohl sich der Redakteur, der meine Abneigung wahrnahm, in einer Art Liebenswürdigkeit, die ich unterdessen mit Wien assoziiere, beeilte, mir höflich zu versichern: »Es muss nicht



positiv sein, verstehen Sie!« Während des Abendessens erwähnte ich mein Zusammentreffen mit Dorothea und Heimito von Doderers Roman *Die Strudlhofstiege*, und erfuhr, dass es diese Stiege tatsächlich gab. Auf dem Rückweg von Grinzing machte Haider pflichtschuldig einen Umweg, um mich zur Strudlhofstiege zu führen. Als wir ankamen, führte er mich vorbei an einem kleinen Brunnen in der Mauer, mit einem Fisch, aus dessen offenem Maul Wasser sprudelte, und an der Plakette mit Doderers sinnträchtigem Gedicht daneben, über die kunstvollen Treppen, und er war so erpicht darauf, mir die Stiege zu zeigen, dass er die eine der schmucken doppelten Treppenflucht der Jugendstilstiege hinaufeilte, indem er zwei Stufen auf einmal nahm, kurz im schwachen Licht der kunstvollen Straßenlaternen der Jahrhundertwende wartete, dass ich ihn auf jeder der drei Ebenen einholen und einen Blick auf das bezaubernde Bild werfen würde, das sich mir bot und das nur durch das Auto beeinträchtigt wurde, das er mit aufgeblendeten Scheinwerfern und übertrieben weit aufgestoßenen Türen schräg mitten auf dem winzigen gepflasterten Platz geparkt hatte, was ihm einen irgendwie drohenden surrealistischen Anstrich verlieh. Wie auch immer – die Doppelstiege vermittelte eine nostalgische Sehnsucht nach der Vergangenheit – war es die verblasste, irgendwie modrige Vergangenheit, die

Doderer so gekonnt heraufbeschwor? Und doch, hatte diese Wiedererweckung der Vergangenheit nicht etwas Ekliges – einen nekrophilen Beigeschmack?

Unleugbar hatte Wien etwas an sich, das einen, wie eine weiche, einladende Daunendecke, zu einem kurzen Schläfchen animierte – nur für ein paar Stunden oder ein ganzes Leben. Durch eine Wendung des Schicksals konnte es einem passieren, dass man als junger Mann ein Kaffeehaus betrat, um, nach dem Konsum einer Unzahl von Mehlspeisen und Tassen Kaffees, als alter, wenn auch immer noch unversehrt Mann wieder herauszutreten. Man braucht bloß einen Blick auf die unterhaltsamen, aber absolut banalen Artikel über das Leben am Hofe von Maria Theresia oder Franz Joseph in der Presse zu lesen, die verfasst waren, als handle es sich um Nachrichten vom Tag, um gewahr zu werden, dass der Terror der Geschichte nicht schwer auf dieser Stadt lag – sondern dass es sich bloß um einen praktischen Referenzrahmen handelte, der es mir erlaubte, darüber nachzudenken, wie ich die nächsten zehn, zwanzig, dreißig oder gar vierzig Jahre in einem bestimmten Haus, einem bestimmten Bezirk unter dem allgegenwärtigen Schatten eines Flakturms zugebracht haben könnte, hätten meine Eltern beschlossen, nach Wien zurückzukehren – etwas, was sie kurz, wenn auch nur ganz kurz, erwogen hatten.



WALTER ABISH wurde am 24.12.1931 als Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Wien geboren. Im Dezember 1938 konnte die Familie Wien verlassen und reiste über Italien nach Nizza, von wo aus sie 1940 nach Shanghai gelangte. 1949 zog die Familie nach Israel, wo Walter Abish seinen Militärdienst ableistete und ein Architekturstudium aufnahm. 1956 ging er nach England, 1957 nach New York, wo er seither lebt. Seit 1960 ist Walter Abish amerikanischer Staatsbürger; er ist mit der Fotografin und Konzeptkünstlerin Cecile Abish verheiratet. Bis in die 90er Jahre unterrichtete er u. a. an der New Yorker Columbia University, an der Brown University, an der Yale University und an der Cooper Union, New York; er war 1982 und 1983 Gast in der Alten Schmiede Wien und verbrachte 1987 ein halbes Jahr als Gast des DAAD in Berlin.

Veröffentlichungen: *Duel Site*. Gedichte (1970); *Alphabetical Africa*. Roman (1974; zweisprachige Ausgabe *Alphabetical Africa/ Alphabetisches Afrika*, übersetzt von Jürg Laederach, 2002); *Minds Meet*. Stories (1975; dt. *Das ist kein Unfall*. Erzählungen 1971–1975, 1982); *In the Future Perfect*. Fiction (1977; dt. *Quer durch das große Nichts*, 1983); *How German Is It*. *Wie deutsch ist es*. Roman, (1980; deutsch *Wie deutsch ist es*, 1982); *99*, *The New Meaning*. Prosa, 1990 (dt. *99, der neue Sinn*, 1990); *Eclipse Fever*. Roman (1993; dt. *Sonnenfieber*, 1994); *Double Vision*. *A Self Portrait* (2004).

Abish wurde u. a. mit dem MacArthur Foundation grant und dem P.E.N. / Faulkner Award ausgezeichnet, er hat sich als einflussreiche, charismatische Figur innerhalb der amerikanischen Gegenwartsliteratur etabliert (Paul West).

Der nunmehr in Zürich lehrende Wiener Literaturwissenschaftler Robert Leucht veröffentlichte 2008 das Buch: *99 Arten das Ich und die Welt zu erfinden*. *Walter Abish: Materialien und Analysen*. Mit Beiträgen u. a. von Jürgen Bröcan, Michael Krüger, Jürg Laederach, Robert Leucht, Helmut Schödel, Walter Vogl und anderen.



Noah Isenberg in *The New York Times* über *Double Vision* (Mai 2004): *He organizes »Double Vision« around a set of key locales from his early and adult life (Vienna, Shanghai, New York, Berlin), alternating chapters devoted either to »the writer« or to »the writer-to-be«. By turns introspective, provisional and fragmentary, the book develops into two distinct, if overlapping, narratives: the story of his childhood, with various portents of his adult life, and a series of animated and somewhat vexing accounts of a book tour in Germany during the 1980's. [...] His reflections on his birthplace and the other places from his childhood are poignant.*

Michael Krüger in *Die Zeit* (12.11.1982) über *Wie deutsch ist es*: *Deutschland wird nicht der Prozeß gemacht, sondern der Prozeß, in dem Deutschland sich befindet, wird illustriert. Die nicht gelungene Versöhnung von »Romantik und Demokratie«, wie Thomas Mann sie sich wünschte, wird untersucht, um den Deutschen auf die Schliche zu kommen. [...] So klug, moralisch und witzig ist von deutschen Schriftstellern schon lange nicht mehr über Deutschland geschrieben worden.*

Andreas Langenbacher in der *Basler Zeitung* über *Alphabetical Africa*. *Alphabetisches Afrika: Denn dieser alphabetische Vexierspiegel macht uns durch seine experimentellen Vorgaben auf eine existentielle Art und Weise klar, was noch kein wissenschaftliches Compendium vermochte: Das imperialistische Prinzip der Angleichung des Fremden findet seine Umkehrung und Ergänzung in der Verfremdung des Selbsterlebnisses. Und damit tritt die alle politische Korrektheit prospektiv durchkreuzende Poesie auf den Plan: Nur diese vermag uns direkt und real vor Augen zu führen, was uns weder Hauptstudium noch Häuptling beweisen können: Das wahre Afrika gibt es – und gibt es nicht.*



**Literaturprogramm: Alte Schmiede im November und Dezember 2011**

LQ - Literarisches Quartier • AS - Alte Schmiede - Werkstatt • GLZ - Galerie der Literaturzeitschriften Programmänderungen vorbehalten

- 28.11.** Montag, 18.30 **KONTRAPUNKTE - Neues aus der SCHWEIZER LITERATUR - erste Lieferung: 3. Abend: *Gedankenspiel und Sprachwirklichkeit***
AS **ELEONORE FREY** (Zürich) liest aus **AUS DER LUFT GEGRIFFEN**. Ein Roman (Literaturverlag Droschl, 2011) • Einleitung: **MICHAEL CERHA**
20.00 **JÜRIG LAEDERACH** (Basel) liest aus **HARMFULS HÖLLE**. Erzählungen (Suhrkamp Verlag, 2011) •
LQ mit freundlicher Unterstützung durch PRO HELVETIA, Schweizer Kulturstiftung schweizer kulturstiftung
prohelvetia
- 30.11.** Mittwoch, 18.30 **KONTRAPUNKTE - Neues aus der SCHWEIZER LITERATUR - erste Lieferung: 4. Abend: *literarische Debuts***
AS **STEFANIE SOURLIER** (Zürich) liest aus **DAS WEISSE MEER**. Erzählungen (Frankfurter Verlagsanstalt, 2011) • Einleitung und Gespräch mit der Autorin:
SAMUEL MOSER (Schweizer Literaturinstitut Biel)
20.00 **DOROTHEE ELMIGER** (Berlin, Rauriser Literaturpreis 2011) liest aus **EINLADUNG AN DIE WAGHALSIGEN**. Roman (DuMont Buchverlag, 2010) •
AS Einleitung und Gespräch mit der Autorin: **SAMUEL MOSER** (Schweizer Literaturinstitut Biel) •
mit freundlicher Unterstützung durch PRO HELVETIA, Schweizer Kulturstiftung schweizer kulturstiftung
prohelvetia
- 1.12.** Donnerstag, 16.30 **RENATE WELSH** (Wien) Lesung und Gespräch **GROSSMUTTERS SCHUHE**. Roman (dtv, 2008) • Mit der **AG GERMANISTIK** für Literaturgruppen in Wiener Gymnasien*
LQ Redaktion und Moderation: **MARTIN KUBACZEK** * Restplätze für das allgemeine Publikum um 16.30
19.00 Reihe **Textvorstellungen - Kurzweilig tiefsinnig** Lesungen, Textdiskussion • Redaktion und Moderation: **REINHARD WEGERTH**
AS **REINHOLD AUMAIER** (Lembach, OÖ) **Beischlafpulver**. 99 Sekunden-Romane (Klever Verlag 2011) • **CHRISTIAN FUTSCHER** (Wien) **Marzipan aus Marseille**.
Lyrik (Zeitschrift Wortwerk 2011) • **WOLFGANG POLLANZ** (Wies, Stmk.) **Von Reisen**. Gedichte (edition keiper 2011)
- 2.12.** Freitag, 18.30 **KONTRAPUNKTE - Neues aus der SCHWEIZER LITERATUR - erste Lieferung: 5. Abend: *Dem Engen in die Weite entkommen***
AS **LEO TUOR** (Surrein, Graubünden) zweisprachige Lesung (rätoromanisch-deutsch) aus dem Roman **SETTEMBRINI. Leben und Meinungen. (Veta e meinis, 2006; deutsch von**
Peter Egloff, Limmat Verlag, 2011) • Einleitung und Gespräch mit dem Autor: **SAMUEL MOSER** (Schweizer Literaturinstitut Biel)
20.00 **MARTIN R. DEAN** (Basel) liest aus **EIN KOFFER VOLLER WÜNSCHE**. Roman (Jung und Jung Verlag, 2011) • Einleitung und Gespräch mit dem Autor:
AS **SAMUEL MOSER** (Schweizer Literaturinstitut Biel) • mit freundlicher Unterstützung durch PRO HELVETIA, Schweizer Kulturstiftung schweizer kulturstiftung
prohelvetia
- 5.12.** Montag, 18.00 **STUNDE DER LITERARISCHEN ERLEUCHTUNG: 66. Autoren-/ Autorinnenprojekt der Alten Schmiede: *LOCKERE ERLEUCHTUNGEN***
AS **HERBERT J. WIMMER** (Wien) rezitiert und kommentiert Locker- und Spontangedichte von **ANDREAS OKOPENKO** (1930 – 2010)
20.00 **JIŘÍ KRATOCHVIL** (Brno/ Brunn) • zweisprachige Lesung aus **FEMME FATALE**. Roman (aus dem Tschechischen von Julia Hansen-Löve und Christa Rothmeier, Braumüller, 2011) •
LQ Einleitung und Autorengespräch: **RONALD POHL** (Der Standard); Gesprächsbeteiligung: **CHRISTA ROTHMEIER** •
In Zusammenarbeit mit dem Tschechischen Zentrum, Wien und dem Braumüller Literaturverlag
- 6.12.** Dienstag, 19.00 **GRUNDBÜCHER der österreichischen Literatur seit 1945** – gemeinsame Reihe mit dem Adalbert-Stifter-Institut, Linz **42. Grundbuch**
LQ **PETER TURRINI und WILHELM PEVNY: DIE ALPENSAGA** (TV-Drama, Regie: Dieter Berner; ORF, 1976–1980 / 3 Bände, Residenz Verlag, 1980) •
Peter Turrini und Wilhelm Pevny (Retz) lesen aus der Buchausgabe • **ULF BIRBAUMER** (Prof. em. der Universität Wien) Referat • Diskussion; Redaktion und Moderation:
KLAUS KASTBERGER (Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek) •
5.12., 19.30, Linz, Stifter-Haus; 17.1.2012, 19.00, Kino im Kesselhaus, Campus Krems (Archiv der Zeitgenossen und Österreichische Filmgalerie) •
Grundbücher der österreichischen Literatur seit 1945 – Erste Lieferung (Hg. K. Kastberger, K. Neumann, *profile 14*, 2007)
- 12.12.** Montag, 19.00 **Der Österreichische Schriftsteller/ Schriftstellerinnenverband** gestaltet eine Veranstaltung zum Thema
AS **WAS KANN DER DIALEKT?** Referate: **MANFRED CHOBOT** (Wien) und **AXEL KARNER** (Kärnten/ Wien) • zudem lesen
Ewald Baringer, Elfriede Haslehner, Petra Sela, Christine Toppelreiter, Brigitte Wiedl • Moderation: **Sidonia Binder**
- 13.12.** Dienstag, 19.00 **DICHT-FEST** gemeinsam mit der Grazer Autorinnen Autoren Versammlung • Moderation: **CHRISTINE HUBER** GAV
AS **SUSANNE AYOUB** (Wien) **sprichst du mit mir** (HappyLab, 2011) • **KARIN SPIELHOFER** (Wien) **wie viele zungen** (audiobeans, zeit zoo, 2011) •
CVETKA LIPUŠ (dzt. Salzburg) **Belagerung des Glücks** (Drava Verlag, 2010) • **ANNA-LISA SCHÖFFEL** (Wien) **Herzpocher** (Academic Publishers, 2011) •
LISA FRITSCH (Wien) **Nordland** (literatur + kritik 141/ 2010) • **ANDREA GRILL** (Wien) **Happy Bastards** (O. Müller Verlag, 2011)
- 15.12.** Donnerstag, 19.00 **SLAMMER. DICHTER. WEITER. 3 Rezitieren. Konfrontieren. Reagieren** 67. Autorenprojekt der Alten Schmiede **MARKUS KÖHLE** (Wien) Konzept und Moderation
AS **LARS RUPPEL** (Marbach/ Neckar) und **YASMIN HAFEDH** (Wien) - Auftritte mit österreichischen Gedichten des 20./ 21. Jahrhunderts
- 19.12.** Montag, 19.00 Reihe **Textvorstellungen**: Lesungen, Diskussion **Schaurige Geschichten** • Redaktion und Moderation: **RENATA ZUNIGA** • es lesen
AS **SUSANNE AYOUB** (Wien) **Mandragora**. Roman (Braumüller Literaturverlag, 2010) • **MATHIS ZOJER** (Wien) **Die Blutnektarine**. Roman (edition buche) •
HANS PLATZGUMER (Innsbruck) **Der Elefantfuß**. Roman (Limbus Verlag, 2011)

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer - Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 53/ 2011 | Redaktion: Walter Famlar, Kurt Neumann, Petra Meßner, Paul Dvořák | Fotos: Cecile Abish | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at | Der Hammer 53 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 310, November 2011 | Grafische Gestaltung: fuhrer